

JÖRG BÖCKEM
Lass mich die Nacht
überleben

Buch

Er ist Journalist, schreibt seit den Neunzigern für die renommiertesten Zeitungen und Magazine. Und er war ein Junkie. Im Alter von 14 Jahren hat er sich in den Drogenrausch verliebt, damals in einer nordrhein-westfälischen Kleinstadt. Haschisch, LSD, Kokain und Heroin. Mit 19 bringt ihn seine Heroinsucht zum ersten Mal ins Gefängnis, mit 33 versucht er im Drogenrausch seine Freundin zu erwürgen. Jörg Böckem erzählt von seinem Doppelleben als Journalist und Junkie: von Verzückung und Verzweiflung, Haft und Hepatitis, Partys und Porno-Dreh, Karriere und Koma, Abstinenz und Absturz. Jörg Böckem durchbricht sein langjähriges Schweigen und damit auch ein gesellschaftliches Tabu. Sein Leben ist kein Einzelfall: Ein Leben mit der Sucht – zerfressen von Versagensangst, Scham, Selbsthass und der ständigen Gier nach Drogen. Die Geschichte einer doppelten Karriere.

Autor

Jörg Böckem schlug sich nach dem Abitur als Schreiner, Metzger, Waldarbeiter, Germanistikstudent, Aktmodell und einiges mehr durch. In den neunziger Jahren begann er seine Karriere als freier Journalist und schrieb unter anderem für »Tempo«, das Magazin der Süddeutschen Zeitung »jetzt«, »DIE ZEIT« und »DER SPIEGEL«. Seit September 2001 führt der Autor ein Leben ohne Sucht.

Jörg Böckem

Lass mich die
Nacht überleben

Mein Leben
als Journalist und Junkie

GOLDMANN



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. S65-COC-1940
www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2005

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © der Originalausgabe 2004

by Deutsche Verlags-Anstalt, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

KF · Herstellung: Str.

Satz: DTP im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-15333-6

ISBN-13: 978-3-442-15333-6

www.goldmann-verlag.de

Für meine Eltern

»I need excitement, oh I need it bad
And it's the best I've ever had
I wanna hold her wanna hold her tight
Get teenage kicks right through the night«

The Undertones 1978

Hamburg 1999

Draußen an der Tür zu meinem Büro klopft jemand. Es ist ein schnelles, flüchtiges Klopfen. Die Tür öffnet sich, es ist Runhild, die Sekretärin. »Oh, entschuldige«, sagt sie, »ich dachte, du bist zu Tisch. Ich wollte nur Bescheid geben, dass die Konferenz auf 15 Uhr verschoben worden ist. Lass dich nicht stören.«

Sie ahnt nicht, wie sehr sie mich tatsächlich stört. Ich sitze mit dem Rücken zur Tür an meinem Schreibtisch im dritten Stock des Hamburger »Spiegel«-Gebäudes, in der rechten Hand halte ich ein Feuerzeug und in der linken einen rußgeschwärzten Suppenlöffel mit einer dampfenden braunen Flüssigkeit darauf. Unter der Tischplatte koche ich gerade mein Heroin auf. Ohne mich umzudrehen, schiebe ich den Löffel vorsichtig hinter einen Zeitschriftenstapel, den ich vorsorglich auf meinem Schreibtisch platziert habe. Sorgsam darum bemüht, meine Hände vor ihren Blicken abzuschirmen. Dann erst drehe ich mich um.

»Alles klar, vielen Dank«, antworte ich und lächele ein wenig verkrampft. Schweiß steht auf meiner Stirn, meine Stimme zittert, ich hoffe, dass sie nichts merkt. Nachdem sie die Tür wieder geschlossen hat, ziehe ich die braune Flüssigkeit in meine Insulinspritze, umwickle den Löffel mit Klopapier und verstecke ihn in der Schreibtischschublade.

Dezember 1999. Seit beinahe einem Jahr arbeite ich als Pauschalist für »Spiegel Special«, das seit vergangenem Monat »Spiegel Reporter« heißt. Ich bin unter anderem für den Themenbereich Film zuständig. Da ich kein fest angestellter Redak-

teur bin, schreibe ich meist zu Hause. Mein Büro im Redaktionsgebäude betrete ich nur, wenn es sich nicht vermeiden lässt. Wenn Konferenzen anstehen, zum Beispiel. Ich hasse Konferenzen. Die schier endlosen, ermüdenden Diskussionen um Themen, Inhalte und Konzepte sind der unangenehmste Teil meines Jobs.

Seit beinahe einem halben Jahr spritze ich wieder täglich Heroin, oft zusammen mit Kokain. Gebe jeden Tag 500 Mark für Drogen aus. Glücklicherweise verdiene ich gut, meine Wohnung verlasse ich so selten wie möglich, beschränke meine Kontakte mit den zuständigen Redakteuren auf E-Mail und Fax und gehe erst ans Telefon, wenn die Nachricht auf dem Anrufbeantworter keinerlei Aufschub mehr zulässt.

In der Redaktion muss ich mich jede Minute zusammenreißen. Niemand darf meinen Zustand bemerken. Nehme ich zu viel Heroin, fällt es mir schwer, die Augen offen zu halten und gerade auf meinem Stuhl zu sitzen. Ist die Dosis zu niedrig oder dauert eine Konferenz besonders lange, kriecht der Entzug in meinen Körper, stinkender Schweiß bricht mir aus allen Poren, Schmerzen wüten in meinem Darm und meinem Magen; es gelingt mir kaum, den Durchfall und das Erbrechen zu unterdrücken. Ich zittere am ganzen Körper.

Mit aller Kraft, die ich noch aufbringen kann, klammere ich mich an meine Arbeit. Gleichzeitig hasse ich sie. Bei jedem neuen Auftrag zerfrisst mich die Angst, all dem nicht mehr gewachsen zu sein. Ich begreife selbst nicht, wie es mir gelingt, Recherche-Reisen durchzustehen, Interviews zu führen, Texte zu schreiben. Arbeit auf Autopilot. Jeden Tag denke ich daran, alles hinzuwerfen. Toter Mann spielen.

Aber ich mache weiter. Die Arbeit finanziert meine Wohnung, meinen Wagen und vor allem meine Sucht, sie bewahrt mich vor der Kriminalität. Vor allem habe ich Angst, dass mir diese letzte

Sicherheitsleine aus den Händen gleitet. Ich würde viel mehr verlieren als nur meinen Job.

Ich schiebe die aufgezoogene Spritze vorsichtig in meine Hosentasche. Dann gehe ich auf die Toilette, vergewissere mich, dass der Raum leer ist. Ich nehme die Kabine links an der Wand, die am weitesten von der Eingangstür entfernt ist. Ich schlieÙe die Tür hinter mir, klappe den Toilettendeckel hinunter und setze mich darauf. Ich ziehe meinen Gürtel aus der Hose und binde meinen linken Unterarm ab. An diesem Morgen habe ich eine Ader an meinem linken Handgelenk entdeckt, die noch nicht zerstört ist. Für ein oder zwei Tage werde ich sie noch benutzen können. Normalerweise wage ich es schon seit längerem nicht mehr, mir auf der »Spiegel«-Toilette eine Spritze zu setzen. In den letzten Monaten ist diese Prozedur so langwierig und blutig geworden, dass das Risiko, aufzufallen, mir zu groß erscheint. Doch wenn ich einen ganzen Tag in der Redaktion verbringen muss, bleibt mir keine Wahl. Mein Körper verlangt nach der Droge, ohne sie stehe ich Konferenzen und Besprechungen nicht durch.

In der Redaktion rauche ich meistens mein Heroin, entweder in meinem Büro oder auf der Toilette. Weil das ständige Klacken, mit dem das Feuerzeug zündet, wieder und wieder, und der eigentümlich riechende Rauch, der aus meiner Toilettenkabine oder meinem Büro quillt, Kollegen auffallen könnte, gehe ich meistens in der Mittagspause auf die Toilette, wenn die anderen Redakteure in der Kantine im Erdgeschoss sind. Trotzdem sitze ich dort mit vor Angst rasendem Puls, horche auf jedes Geräusch und wage kaum zu atmen, wenn jemand die Toilette neben mir benutzt.

Aber heute spritze ich, es dauert beinahe dreißig Minuten, bis ich die nur einen Millimeter große Ader treffe. Ich werde immer fahriger, mein Puls hämmert, mein T-Shirt habe ich ausgezogen, ich bin völlig verschwitzt. Immer wieder aufs Neue steche ich die

Nadel in meinen Arm und ziehe den Bolzen mit dem Daumen nach hinten, hoffe sehnsüchtig, dass das Vakuum einen dünnen Blutstrom in die Spritze zieht. Jedes Mal versiegt das Blut schon nach wenigen Tropfen. Nach jedem vergeblichen Versuch entferne ich die Luft aus der Kanüle, dabei spritzen immer wieder Blutstropfen auf die Kacheln.

Endlich schießen dünne Blutschlieren aus der Ader in die braune Flüssigkeit. Vorsichtig drücke ich den Inhalt der Spritze in meinen Arm. Sofort breitet sich das Heroin in meinem Körper aus, besänftigt die Schmerzen und den Aufruhr in meinem Kopf. Ich sinke auf dem Toilettendeckel in mich zusammen, den Rücken an die weißen Kacheln gelehnt, und genieße einige wenige Minuten die Entspannung. Dann säubere ich sorgfältig die Kabine, wische alle Blutspritzer mit Toilettenpapier auf. Jetzt bin ich für die Konferenz gerüstet.

Erkelenz 1982

Der Streifenwagen bog langsam um die Ecke, ohne Licht. Keiner von uns sah ihn kommen. »Was machst du denn da? Lass mich mal.« Wir drängelten uns zu dritt um einen Süßwarenautomaten, Artur, Dieter und ich. Aus irgendeinem Grund gelang es uns nicht, dem Automaten mit unserem letzten Markstück eine Packung Gummibärchen zu entlocken. Vielleicht lag es an den Temperaturen, eine klirrend kalte Winternacht, unsere Finger waren in den Handschuhen steif gefroren. Oder an den Lichtverhältnissen, an dieser Straßenecke in Erkelenz brannte nachts um zwölf keine Laterne mehr. Oder es lag einfach daran, dass zwei von uns total bekifft waren.

Den Abend hatten wir in einem kleinen Laden mit einem Billardtisch, einem Flipper, einem Videospiele und rund einem Dut-

zend Geldspielgeräten vertändelt, der sich »Spielothek« nannte. Eine der wenigen Attraktionen, die unsere Kleinstadt am Niederrhein zu bieten hatte. Ich war gerade mal 16 Jahre alt und seit einem Jahr Stammgast. Eigentlich hätte ich den Laden gar nicht betreten dürfen, doch sie machten dort guten Umsatz mit Minderjährigen. Die Playstation war noch nicht erfunden. Und solange wir uns unauffällig verhielten und nicht zu viel Zeit an den Geldspielgeräten verbrachten, war alles in Ordnung. Als der Laden schloss, hatten wir uns auf dem Schulhof unseres Gymnasiums eine windgeschützte Ecke gesucht und Artur hatte sein Haschisch mit dem Feuerzeug erhitzt und in eine aus einem Wasserhahn gebastelte Pfeife gebröselt. Ich hatte das Haschischrauchen vor einiger Zeit aufgegeben. Es war mir einfach nicht mehr bekommen, das Haschisch bescherte mir immer häufiger Angstzustände und Verfolgungswahn. Ich wagte mich bekifft nicht mehr unter Menschen, weil ich dachte, jeder würde mir meinen Zustand sofort ansehen. Ich wollte mit niemandem reden, weil meine Zunge mir nicht mehr zu gehorchen schien.

In Erkelenz gab es nachts nicht viel zu tun. Nicht, dass es tagsüber wesentlich aufregender gewesen wäre. Für die beiden Jugendzentren, in denen wir die letzten Jahre zahlreiche Abende am Kicker zugebracht hatten, fühlten wir uns zu alt; außerdem öffneten sie nur an festgelegten Tagen und schlossen früh. Für die meisten Kneipen fühlten wir uns nicht alt genug. Und hofften, dass wir es niemals sein würden. Das einzige Kino der Stadt spielte nur sehr selten Filme, die uns interessierten, und die 24-Stunden-Tankstelle, die sich einige Jahre später zum Zentrum des jugendlichen Nachtlebens entwickeln sollte, war noch nicht gebaut. Der einzige Ort, an dem Artur und Dieter ihr durch Haschisch ausgelöstes Zuckerbedürfnis stillen konnten, war dieser Süßwarenautomat.

Den Polizeiwagen bemerkten wir erst, als er hinter uns brems-

te und die Beamten einen Scheinwerfer auf uns richteten. »Was ist hier los? Nehmen Sie die Hände über den Kopf und drehen Sie sich um!«

Die Polizisten hatten Dieter von hinten erkannt. Er hatte sich schon im Alter von 18 Jahren als notorischer Kleinkrimineller einen Namen gemacht, diverse Einbrüche und Diebstähle gingen auf sein Konto. Von ihm lernte ich später, mit welcher Methode sich Zigarettenautomaten am einfachsten knacken ließen und wie man ohne Geld genügend zu essen bekam, indem man die Frischwarenlieferungen für die kleineren Supermärkte abgriff, die damals ganz früh morgens unverschlossen im Hinterhof abgestellt wurden. Kartonweise schleppten wir auf unseren Fahrrädern Mokatorten, Quark und Joghurt weg. Dieter stellte sich bei seinen Einbrüchen oft so ungeschickt an, dass sie ihn regelmäßig erwischten. Einmal war er in einen Imbiss eingebrochen, hatte die Kasse und die Geldspielautomaten geknackt und sich anschließend über Alkohol und Lebensmittel hergemacht. Am nächsten Morgen fand ihn der Imbissbudenbesitzer sturztrunken und schlafend auf dem Tresen.

Dass wir nur Gummibärchen ziehen wollten, glaubten uns die Polizisten nicht für eine Sekunde. Sie spulten die Verhaftungsroutine ab, wie ich sie bisher nur aus »Die Straßen von San Francisco« kannte. Wir mussten uns an den Wagen stellen, breitbeinig, die Hände auf dem Dach, und wurden durchsucht. Sie fanden nichts. Also suchten sie die Umgebung nach Tatwerkzeugen ab. »Sagt uns am besten gleich, wo ihr die Brechstange hingeworfen habt«, sagte der eine. »Wir finden sie eh.« Der andere hielt den Lichtkegel seiner Taschenlampe auf uns gerichtet und herrschte uns an. »Keine Bewegung!« Dann legten sie uns Handschellen an und fuhren uns ins Revier. Mein Herz raste. Ich fühlte mich großartig, verwegen und lebendig. Und das beste war, ich hatte nicht einmal etwas verbrochen. Sie konnten mir nichts an-

haben. Was für ein Spaß! Es war das letzte Mal, dass ich mich bei einer Verhaftung so fühlen sollte.

Als sie Artur und mich wieder laufen ließen, ungefähr nach einer Stunde, verzogen wir uns auf einen Spielplatz, in eine Lokomotive für Kinder, die ein wenig Schutz vor der Kälte bot. Da sie uns kein Verbrechen nachweisen konnten, hatten sie davon abgesehen, meine Eltern zu informieren. Dieter hatten sie dabehalten, vielleicht konnten sie ihm noch den einen oder anderen ungelösten Einbruch anhängen. Artur holte seinen letzten Krümel Dope aus der Tasche. Er hatte ihn bei unserer Verhaftung unbenutzt in die Fingerspitzen seiner Handschuhe geschoben. Ich klopfte ihm auf die Schulter. Dieses Mal wollte ich auch einen Zug. Wir saßen auf dem Spielplatz, bis die Sonne aufging.

Das Ende der Straße

Meine Zeugung war eine Mischung aus Unfall und Kontrollverlust aus Liebe. Nicht, dass meine Eltern mich das hätten spüren lassen. Im Gegenteil, es sollte viele Jahre dauern, bis mir auffiel, dass der Hochzeitstag meiner Eltern und mein Geburtstag nur wenige Monate auseinander lagen.

Meine Mutter war 20 Jahre alt, als sie schwanger wurde. Damals arbeitete sie als Arzthelferin, für ein Mädchen vom Dorf ein Aufstieg. Da sie nicht nur jung und strebsam war, sondern auch schön, hofierten sie die jungen Männer in der Umgebung. Ihr weiteres Leben malte meine Mutter sich in leuchtenden Farben aus. Mein Vater war 26 und ein einfacher Handwerker, im Alter von 14 Jahren hatte er gelernt, aus Eisen Werkzeug zu schmieden, zwei Jahre später hatte er sich zum Heizungsmonteur weiterbilden lassen. Sein vornehmlicher Zukunftsplan war, meine Mutter zu heiraten. Als meine Mutter ihn am Tag meiner Zeu-

gung bat, aufzupassen, sagte er »Jaja« und lies dann doch, von Lust und Liebe übermannt, den Dingen ihren Lauf. Einige Wochen später erfuhr meine Mutter, dass sie schwanger war. Sie gab ihren Beruf auf, heiratete meinen Vater und widmete ihre Zeit, ihre Energie und ihre ehrgeizigen Zukunftspläne stattdessen ihrem Sohn.

Meine Eltern mühten sich nach Kräften. Ein großer Teil des Einkommens meines Vaters wurde für Spielzeug oder Familienausflüge in den Zoo und Vergnügungsparks ausgegeben, meine Mutter bastelte mit mir in zeitentrückter Versunkenheit oder las mir aus Kinderbüchern vor. Als zweieinhalb Jahre nach meiner Geburt mein Bruder zur Welt kam, entschied sie sich, mich nicht in die Obhut eines Kindergartens zu geben. Die Aufgabe, ihr Kind zu erziehen, wollte sie nicht auf andere abwälzen. Außerdem zweifelte sie daran, dass andere diese Aufgabe mit der gebotenen Sorgfalt erfüllen würden. Derweil schuftete mein Vater auf dem Bau. Häufig ließ er sich von seinem Arbeitgeber auf weit entfernten Baustellen einsetzen, kassierte Überstunden- und Entfernungszuschläge, arbeitete bis zur totalen Erschöpfung und kam nur an den Wochenenden nach Hause.

Damals erhielt ich einen klar umrissenen Auftrag für meinen weiteren Weg in der Welt. Jeder von uns bekommt so einen Auftrag in der Kindheit von seiner Familie erteilt, unausgesprochen meist, aber deswegen nicht minder eindeutig und verbindlich. Vor allem auf das älteste Kind werden die Träume, Wünsche, Erwartungen und Ängste der jungen Eltern mit großer Kraft projiziert. Mein Auftrag war simpel – ich sollte möglichst immer unter den Besten sein. Der perfekte Sohn. Wie in vielen Familien der unteren Mittelschicht zu jener Zeit fokussierte sich das stetige Bemühen meiner Eltern um ein besseres, sprich wohlhabenderes und gesellschaftlich respektiertes Leben in ihren Kindern. »Ihr sollt es ein-

mal besser haben« war ihr Lebenscredo, und wie selbstverständlich erwarteten sie, dass wir mit der gleichen Aufopferung diesem Ziel nachstrebten. Aber ich sollte es nicht nur besser *haben*, ich sollte es vor allem besser *machen*. Schließlich hatte meine Mutter auf ihre Zukunft verzichtet. Also würde sie dafür sorgen, dass ich auf nichts würde verzichten müssen und an ihrer statt all die Dinge erreichte, die außerhalb ihrer Möglichkeiten lagen.

Sie bereitete mich gründlich auf den Erfolg in der Welt vor. Förderte meine intellektuellen und kreativen Interessen, soweit es ihr möglich war, und gab mir das Gefühl, dass irgendwo in der Welt am Fuße eines Regenbogens ein Topf mit Gold auf mich wartete. Sie belohnte mich für jede meiner Leistungen und versuchte alle Ambitionen zu unterdrücken, die ihr schädlich erschienen. Meine Mutter schlug mich niemals, ließ mich aber jedes Mal, wenn ich ihren Erwartungen nicht entsprochen hatte, ihre Enttäuschung spüren. War sie wütend auf mich, litt ich Qualen. Jedes ungeduldige Stirnrunzeln, jeder böse Blick, jedes laute Wort traf mich wie ein Stockschlag. Also mühte ich mich meinerseits nach Kräften, ihren Vorstellungen des idealen Sohns zu entsprechen. Ich lernte lesen, lange bevor ich eingeschult wurde. Und in den ersten zehn Jahren meines Lebens war ich ein gelehriger Schüler.

Meine Kindheit verlebte ich in dem kleinen Dorf, aus dem meine Mutter stammte. Erkelenz, die nächste Kleinstadt, ist sieben Kilometer entfernt. Bis Düsseldorf sind es ungefähr 40, bis Köln 50 Kilometer. Mehr als anderthalb Jahrzehnte waren diese beiden Städte für mich nur Namen auf den Straßenschildern. Die Grenze zu den Niederlanden dagegen ist gerade mal 10 Kilometer entfernt. Jenseits dieser Grenze kauften meine Eltern Kaffee, Zigaretten und Diesel. Einige Jahre später verbrachten wir die ersten Familienferien auf einem holländischen Campingplatz.

Das Dorf, in dem ich aufwuchs, bestand im Wesentlichen aus einer Durchgangsstraße, die zu beiden Seiten mit einigen Dutzend Häusern und Höfen bebaut war. Ein wenig erinnerte es mich an die Western-Dörfer, die ich aus Fernsehserien kannte – ein Saloon, ein Drugstore und eine Hand voll Häuser links und rechts der Mainstreet, umgeben von Prärie und Ackerland. Der Drugstore ein Tante-Emma-Laden, in dem wir Kinder unsere Kaugummis kauften, der Saloon eine verrauchte Eckkneipe, in der mein Großvater sonntagsmorgens zum Frühschoppen verschwand. In der Mitte des Dorfes die Kirche, katholisch, der Glockenturm überragte alle anderen Gebäude. Die Schule auf der anderen Straßenseite war schon vor Jahren wegen Schülermangels geschlossen worden. Dahinter nichts als Felder, Wiesen und ein kleiner Wald. Statt der Pferde und Postkutschen preschten Autos und Motorräder durch das Dorf, die Landstraße verband einige der größeren Ortschaften in der Umgebung. Die Bauern rumpelten mit ihren Traktoren meist über die Wirtschaftswege jenseits dieser Straße. Sobald sie die Hauptstraße nehmen mussten, bildeten sich hinter ihnen lange Autoschlangen. Diejenigen Fahrer, deren Nummernschild sie als Bewohner der größeren Städte auswies, machten ihrem Ärger oft mit der Hupe Luft. Mir war, als würden die Landwirte dann ganz besonders gemächlich fahren.

Den Verkehr und die Gebäude trennte nur der Gehsteig. Zur Straße hin zeigten die Häuser und Höfe hohe Ziegelmauern und vereinzelt Fachwerk, darin große Holztore, die meist geschlossen blieben und so die Tiere und Kinder drinnen und neugierige Blicke von Fremden draußen hielten. Die Fenster verhängten die Hausfrauen mit schweren weißen Gardinen. Meine Eltern, mein jüngerer Bruder und ich lebten im Haus meiner Großeltern mütterlicherseits. Unsere Wohnung lag im ersten Stock, das Erdgeschoss bewohnten meine Großmutter und ihr zweiter Ehemann. Der Vater meiner Mutter war im Krieg gefallen. Vielleicht war das

der Grund dafür, dass ihr Stiefvater, den ich ganz selbstverständlich Opa nannte, mir immer ein wenig fremd blieb. Selbst dann noch, als er mir Skat beibrachte und mir zeigte, wie ich aus Schnur und Ästen Pfeil und Bogen bauen konnte.

Meine Oma hatte das Haus nach dem Krieg gebaut, nur mit ihrer bescheidenen Witwenrente, etwas Hilfe von Nachbarn und Verwandten und einer Menge Schweiß. Darauf war sie sehr stolz. Vor dem Haus hatte sie Rasen und einige dekorative Blumen gepflanzt und mit einer niedrigen Ziegelmauer eingefasst; ein Vorgarten, der hier an der viel befahrenen Straße merkwürdig deplatziert wirkte. Da mir meine Eltern verboten hatten, in der Nähe der Straße zu spielen, erschien mir dieser Vorgarten meine ganze Kindheit hindurch gänzlich überflüssig.

Hinter dem Haus hatten meine Großeltern einen Gemüsegarten angelegt, darin zogen sie Tomaten, Gurken, Bohnen, Erdbeeren, Himbeeren und Stachelbeeren. In ihrem Garten pflanzten und ernteten sie den größten Teil ihrer Zeit, nachdem der Stahlbetrieb in Erkelenz meinen Großvater mit einer Dankurkunde und einer goldenen Uhr in Rente geschickt hatte. Als ich 15 war, starb mein Großvater dort in seinem Garten, sein Herzschrittmacher versagte, als er am Abend einen kleinen Spaziergang zu seinem Gemüse unternahm. Nach der Beerdigung wurde in derselben Gaststätte Kaffee und Kuchen serviert, in der mein Großvater vor seinem Ableben jeden Sonntagmorgen sein Bier getrunken hatte. Mir erschien sein Tod wenig tragisch. Schließlich war er an dem Ort gestorben, an dem er sich besonders wohl fühlte. Und außerdem, fragte ich mich, hätte er mit einem Herzen, das den Anstrengungen der Gartenarbeit nicht mehr gewachsen war, tatsächlich weiterleben wollen? Ich an seiner Stelle hätte das nicht gewollt. Damals dachte ich, dass so ein Ende wohl nicht das Schlechteste war. Meine Großmutter aber war danach nie mehr dieselbe.

Hinter dem Haus meiner Großeltern, in der Mitte des Gartens, lag eine großzügige Rasenfläche, auf der vier Obstbäume und eine Birke wuchsen. Für einige Jahre war mir diese Birke der liebste Platz der Welt. Immer, wenn ich traurig oder wütend war, kletterte ich bis in die letzte Astgabel oben im Wipfel, dorthin, wo mir niemand folgen konnte, da die schlanken Äste das Gewicht eines Erwachsenen nicht trugen. Wenn ich dort oben saß, hoch über den anderen, die Baumkrone schaukelte leicht im Wind, schrumpften die Dramen und Ängste, die das Leben eines kleinen Jungen beschatten, auf Spielzeuggröße und wirkten weniger bedrohlich.

An einem dieser Tage erteilte ich mir selbst einen Auftrag. Nach einem Streit mit meinen Eltern war ich vor der Ignoranz und dem Unverständnis der Erwachsenen auf meine Birke geflüchtet und hatte dort einige Stunden auf meiner Astgabel in der Baumkrone gesessen, empört und wütend. Abends, vor dem Einschlafen, schrieb ich einen Brief an mich selbst. Ich konnte nicht begreifen, dass all die Erwachsenen, die, wie ich wusste, selbst einmal Kinder gewesen waren, so wenig Verständnis für meine Wünsche und Bedürfnisse hatten. Ich ermahnte mich in diesem Brief, niemals zu vergessen, was ein kleiner Junge von sieben Jahren so fühlt, träumt und fürchtet. Dann schwor ich mir, niemals selbst so zu werden wie all die Erwachsenen, die ich kannte, meine Eltern im Besonderen. Ich steckte den Brief in einen Umschlag, schrieb mit meiner Kinderschrift in großen Buchstaben »Achtung! Für Jörg Böckem, erst mit 18 lesen. Öffnen bei Todesstrafe verboten!« darauf, versiegelte den Umschlag gewissenhaft mit rotem Kerzenwachs und grünem Isolierband und versteckte ihn in meiner Spielzeugkiste. Der Brief ging im Laufe der Jahre verloren, die Botschaft nicht.

Auf der anderen Straßenseite, ungefähr 200 Meter vom Haus meiner Großmutter entfernt, lag der Bauernhof meiner Urgroßeltern. Dort war meine Großmutter aufgewachsen. Ihre Eltern waren tot, der Hof wurde mittlerweile von ihrer jüngeren Schwester und deren Mann bewirtschaftet. Meine Großtante und mein Großonkel hatten keine Kinder, ein großes Unglück für einen landwirtschaftlichen Familienbetrieb. Und ein großes Glück für meinen Bruder und mich. Es gibt kaum einen spannenderen Ort für kleine Jungs als einen Bauernhof, wir tobten durch Ställe und Scheunen, ritten auf Schweinen, Kühen und Pferden, tollten mit den Hofhunden und versuchten die verwilderten Katzen zu zähmen, was meist mit blutigen Striemen und Tränen endete. Als ich älter wurde, lernte ich Traktor fahren. In den Ferien halfen mein Bruder und ich bei Saat und Ernte und besserten so unser Taschengeld auf. Mein Großonkel war Herr in seinem kleinen Reich. Zusammen mit meiner Großtante erledigte er alle anfallenden Arbeiten, er wusste genau, wann die Ferkel von ihrer Mutter entwöhnt werden mussten und wann das Getreide reif war, erledigte kleinere Reparaturen und hatte für alle Schwierigkeiten auf einem Bauernhof eine Lösung und auf alle meine Fragen eine Antwort. Ich bewunderte und liebte ihn dafür. Dass er herrisch und launisch war, verzieh ich ihm. Und dass er strammer CDU-Wähler war, wurde erst zum Problem, als ich im Alter von 13 Jahren meine Haare wachsen ließ und offen mit den Grünen sympathisierte.

Ich spielte ganze Tage auf dem Bauernhof meines Großonkels und in den umliegenden Wäldern, zusammen mit meinen Freunden baute ich Bretterbuden in den Bäumen und tiefe Höhlen im Stroh. Die ganze Welt war mir ein einziger Spielplatz. Am Baggersee bliesen die älteren Jungs Frösche auf, bis sie anschwellen und platzten. Später inhalierten wir dort den Rauch der ersten, verbotenen Zigaretten, bis unsere Gesichter die Farbe der

Frösche annahmen. Doch davon ließ ich mir den Spaß nicht verderben.

Immer, wenn mich das Wetter oder eine Grippe von den Wiesen und Wäldern fern hielt, las ich. Ich verschlang »Robin Hood«, »Tom Sawyer & Huckleberry Finn«, »Robinson Crusoe«, »Reise zum Mittelpunkt der Erde« und was mir sonst noch an Abenteuergeschichten in die Hände fiel, Comics mit Batman und Spiderman, der damals noch »Die Spinne« hieß, Romanhefte um den Geisterjäger John Sinclair. Ich lauschte völlig gebannt Hörspielpplatten von EUROPA, »Winnetou«, »Der Schatz im Silbersee«, »Siegfried und die Nibelungen«, allesamt vorgetragen von Hans Paetsch, dessen Stimme mich noch Jahrzehnte später rühren sollte, als ich im Auftrag des »kulturSpiegel« ein langes Interview mit ihm führte. All diese Geschichten erfüllten mich mit einer tiefen Sehnsucht nach Aufregung und Abenteuer. Mit einer Sehnsucht nach einem Leben, das bald nichts mehr mit dem zu tun haben würde, wie es sich meine Eltern für mich erträumten.

Die Bücher waren nur der Anfang. »Raumschiff Enterprise« und »Arpad, der Zigeuner« im Fernsehen folgten, verwegene Weltraumcowboys, die dahin gingen, wo nie ein Mensch zuvor gewesen war. Arpads rassige Zigeunerfreundin, die erste Frau, in die ich mich so heftig verliebte, dass ich wie im Fieber war. Ein neues, wunderbares Fieber, von dem ich nicht genug bekam. Bruce-Lee-Filme in unserem zwei Kilometer entfernten Provinzokino, danach flog ich nach Hause und trat schattenhafte Gegner durch die Luft. Nichts hätte in der Dunkelheit lauern können, dem ich mich nicht gewachsen fühlte. Die ersten Singles aus der Musikbox meiner Eltern, »Ticket to Ride« von den Beatles und »Kenn ein Land« von dem deutschen Country-Sänger Ronny, die mich von fremden, wilden Orten und Gefühlen träumen ließen. Später meine ersten eigenen Platten, The Sweet und Smokie, dann AC/DC und Blondie, die verführerische Kraft von Wut und

Ekstase. Debbie Harry, die erste und einzige Sängerin, in die ich mich je verliebte. Dass sie heroinabhängig war, wusste ich damals nicht.

Als ich sechs Jahre alt war, hatten meine Eltern mit den Bauarbeiten an ihrem Bungalow in einem neu erschlossenen Wohngebiet in dem Nachbarort begonnen, in dem ich eingeschult worden war, ungefähr zwei Kilometer vom Haus meiner Großmutter entfernt. Zwei Jahre später zogen wir dort ein. Nach und nach veränderte sich mein Leben. Im ersten Jahr fuhr ich noch beinahe täglich mit dem Fahrrad zu den Spielplätzen meiner frühen Kindheit. Irgendwann wurde mir die Entfernung lästig. Ich fand neue Freunde, mit denen ich auf Parkplätzen Rollschuhhockey spielte, und neue Wälder, in denen wir Baumhütten zimmerten. Außerdem nahm die Schule mich mehr und mehr in Anspruch. Seit meiner Einschulung waren die Erwartungen meiner Mutter immer konkreter geworden. Meine schulischen Leistungen standen von nun an im Mittelpunkt ihres Interesses. Glücklicherweise machte mir die Schule keine nennenswerten Probleme. Ich hatte Spaß daran, täglich etwas Neues zu lernen, die Hausaufgaben erledigte ich schnell. Und für jedes Zeugnis, das mich als Klassenbesten auswies, wurde ich von meiner Mutter mit Zuneigung überhäuft.

Bis zu meinem elften Geburtstag teilte ich mir mit meinem Bruder ein Zimmer im Erdgeschoss, dann zog ich um in den Kellerraum, der bis dahin unser Spielzimmer gewesen war. Mein Vater hatte dieses Zimmer mit einem großzügigen Lichtschacht und einem zweiflügeligen Fenster versehen. Schnell entdeckte ich, dass ich durch dieses Fenster von meinen Eltern unbemerkt ins Freie klettern konnte. Gemeinsam mit einem Freund stromerte ich nachts durch die Straßen, erkundete mit in der Dunkelheit wild klopfendem Herzen den nahe gelegenen Waldfried-

hof. Bei meinem vierten oder fünften Ausflug, in einer Vollmondnacht, traf ich meine Eltern, Hand in Hand bei einem Spaziergang im Mondschein. Ich erinnere mich nicht, wer von uns dreien das verdutzteste Gesicht machte. Die nächsten Wochen bekam ich Hausarrest.

Im Jahr zuvor war ich auf das Jungengymnasium in Erkelenz versetzt worden. Erkelenz liegt ungefähr acht Kilometer entfernt, bis zur Gemeindezusammenlegung von 1973 war es Kreisstadt gewesen, mittlerweile hatte Heinsberg diesen Titel übernommen. Der Kreis Heinsberg besteht aus einigen Dutzend Dörfern und sieben Kleinstädten, verteilt auf 627,7 Quadratkilometer und nur durch schmale Landstraßen verbunden. Von diesen Landstraßen waren die umliegenden Orte schon von weitem zu erkennen, abgesehen von einigen wenigen Abraumhalden des Steinkohle-Tagebaus verstellte kein Hügel den Blick. Meist hing der Himmel so tief über den Häusern und Höfen, dass es aussah, als würden die Wolken die Gebäude am Wachsen hindern. Eine Anbindung an die Bahnstrecke Düsseldorf–Aachen gab es nur in Erkelenz, dort hielt der Regionalexpress. Die einzelnen Orte im Kreis verband lediglich ein lockeres Netz von Linienbussen, das hauptsächlich dazu bestimmt war, die Schüler aus den umliegenden Dörfern zu den weiterführenden Schulen in Wegberg, Erkelenz, Hückelhoven und Heinsberg und wieder zurück zu befördern. Für die acht Kilometer von meinem Heimatdorf nach Erkelenz benötigte der Schulbus ungefähr dreißig Minuten, da er auf seinem Weg alle Dörfer in der Umgebung ansteuerte. Außerhalb der Schulzeit fuhren die Busse nur sporadisch. Wer hier aufwuchs, sehnte sich früh nach einem Auto, einem Moped oder was immer ihn schnell von hier fort brachte.

Das Gymnasium veränderte meinen Blick auf die Welt. Gute Noten und ebensolches Benehmen waren plötzlich kein Garant mehr für den Respekt und die Sympathie der Mitschüler. Eine



Jörg Böckem

Lass mich die Nacht überleben

Mein Leben als Journalist und Junkie

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-15333-6

Goldmann

Erscheinungstermin: Oktober 2005

Fast hätte die Sehnsucht nach dem Abenteuer ihn umgebracht: „Ich sah fast alle 90 Sekunden auf die Uhr. Die Rückreise nach dem Interview war eine Tortur. Eineinhalb Stunden bis zum nächsten Schuss. Drogensucht macht die Zeit zum Feind. Doch wenn es etwas gab, das ich noch mehr fürchtete als die Entzugsqualen, dann war es, meinen Job zu verlieren. Mein bürgerliches Leben als erfolgreicher und angesehener Journalist.“